

Hinweise auf soziale Romane

Wir hören zwar täglich, daß wir im Maschinenzeitalter und in einer industriellen Gesellschaft, gar in einer neuen industriellen Revolution leben, aber es fehlt die zugehörige Kunst.

Wolfgang Rothe¹⁾

I

Im Herbst 1960 schrieb ein Volksschullehrer aus Essen-Heisingen an den Vorstand der IG Bergbau und Energie und bat um die Zustellung der Anthologie bergmännischer Dichtung „Wir tragen ein Licht durch die Nacht“, die diese Gewerkschaft aus Anlaß ihres Kongresses im Sommer 1960 herausgegeben hatte.²⁾ Er behandelte mit einer Abschlußklasse den Bergbau und den Bergmann und er suchte nach zeitgenössischen bergmännischen Dichtungen, damit die Jungen, die nach der Schulentlassung Arbeit im Bergbau aufnehmen würden, einen Eindruck von der Wirklichkeit dieser Arbeitswelt bekommen könnten. Er bedauerte in seinem Brief, daß in den Lesebüchern fast ausschließlich alte und zudem romantisierende Bergmannschichtungen zu finden seien.

Dieser Vorfall wirft ein Schlaglicht auf die Mängel unserer Literatur, unserer Schullesebücher und unserer Journalistik. Soziale Probleme und die Arbeitswelt werden in der Regel ausgespart. Bezieht man sie doch einmal mit ein, dann geschieht das meist anhand alter und überholter Dichtungen. So konnte es beispielsweise geschehen, daß im Oktober 1963 in der Werkszeitschrift „Revier und Werk“ an bevorzugter Stelle das Gedicht „Der Bergmann“ von *Novalis* nachgedruckt wurde. Es beginnt mit den Zeilen: „Der ist der Herr der Erde, / der ihre Tiefen mißt, / und jeglicher Beschwerde / in ihrem Schoß vergißt.“ Im gleichen Monat wurde bei Lengede die Erzgrube „Mathilde“ von Wasser und Schlamm überflutet; 29 Bergleute wurden getötet, 14 andere mühevoll geborgen. Was würden wohl die Bergleute von Lengede sagen, wenn man ihnen unterstellen würde, sie könnten im Schoß der Erde jegliche Beschwerde vergessen?

Es versteht sich durchaus nicht von selbst, daß Arbeit und Arbeiter zu Themen der Literatur werden. Die meisten deutschen Schriftsteller leben fern der Wirklichkeit. Das ist u. a. eine Konsequenz des klassischen deutschen Bildungsideals, das auf die Entwicklung der Persönlichkeit abzielte bei gleichzeitiger Vernachlässigung der sozialen Umwelt und der sozialen Bindungen des Menschen. „Die Entwicklung des deutschen Bildungswesens hat es mit sich gebracht, daß die Kluft zwischen ‚Gebildeten‘^c und ‚Ungebildeten‘ fast gleichbedeutend war mit dem Unterschied zwischen Geistesarbeitern und Handarbeitern.“³⁾ Und *Walter Jens* kennzeichnete die gegenwärtige Literatur mit den Worten: „Sehr viel Erinnerung und sehr viel Erwarten; sehr viel Gestern, sehr viel Morgen,... aber wenig Gegenwart, keine Beschreibung des Tags . . . Chiffren umspannen das Heute; es ist vergessen und zerfällt in ein ‚Davor‘ und ‚Danach‘.“^{a 4)}

1) In: Ein Goethe für alle? (Rundfunkvortrag), gedruckt in: Der Roboter und der andere, Wiesbaden 1958, S. 122.

2) Inzwischen erschien eine zweite und erweiterte Ausgabe unter dem gleichen Titel, die auch über den Buchhandel zu beziehen ist: Wir tragen ein Licht durch die Nacht, Bund-Verlag, Köln 1961, 7,80 DM.

3) Hans Dahmen in: Gewerkschaftliche Monatshefte, 4/1959, S. 220.

Treffend äußert sich Richard F. Behrendt dazu: „Auch heute hängen unsere höheren und hohen Schulen immer noch den Bildungsidealen des Humboldtschen Zeitalters an, die selbst zu ihrer Zeit nicht verwirklicht wurden. Wie weit die Kluft zwischen der wirklich verabfolgten Bildung und der Wirklichkeit . . . gediehen ist, wird besonders offenkundig am Beispiel der Deutschen, also eines der am meisten ‚gelehrten‘ Völker. Wie erschütternd gering war in den letzten 150 Jahren (also gerade seit dem Humboldtschen Reformen) der Einfluß des gesellschaftlich konstruktiv eingesetzten Geistes und Glaubens, wie verfehlt war ein Bildungssystem, das mit so großem Aufwand . . . die Reihenfolge der Katastrophen nicht nur nicht hat verhindern können, sondern im Gegenteil in manchen Hinsichten vorbereitet und gefördert hat.“ (Der Mensch im Licht der Soziologie, Urban-Taschenbücher Nr. 60, S. 147 ff.).

4) Walter Jens, Deutsche Literatur der Gegenwart, dtv-Band Nr. 172, München 1964, S. 10 f.

HINWEISE AUF SOZIALE ROMANE

Noch härter urteilt *Robert Minder*, der von einer „Agrarliteratur im durchorganisierten Industriestaat“ spricht.⁵⁾ Zwar gab es Ende des 19. Jahrhunderts den Naturalismus und es gab danach eine deutsche Arbeiterdichtung. Doch beide hinterließen nur schwache Spuren im deutschen Geistesleben. Sie waren nicht vereinbar mit „deutscher Innerlichkeit“, mit dem kosmischen Streben deutscher Dichter. Es galt als vulgär, als unkünstlerisch, sich mit der realen Welt auseinanderzusetzen. Die deutsche Literatur ist arm an sozialen Dichtungen. Wir haben nichts, was „Les Misérables“ von *Victor Hugo*, „Germinal“ von *Zola* und den Romanen von *Tolstoj*, *Dostojewskij*, *Upton Sinclair* und *Cronin* gleichzusetzen wäre.

1933 ging die deutsche Arbeiterdichtung zu Ende. Fast drei Jahrzehnte gab es nichts an sozialer Literatur in Deutschland. Seit wenigen Jahren zeigen sich neue Ansätze. Max von der Grün erregte 1962 und 1963 mit zwei Romanen Aufsehen.⁶⁾ Inzwischen erschienen neue soziale Romane; die Mehrzahl sind allerdings Übersetzungen.

II.

Im Jahre 1964 erschienen zwei Romane deutscher Autoren, die auf sehr unterschiedliche Weise die Arbeitswelt behandeln: „Zahltag“ von *Karl Alfred Wolken*⁷⁾ und „Der Durchbruch“ von *Bruno Gluchowski*.⁸⁾

Wolken schrieb einen fesselnden Roman, in dem kunstvoll Leben und Traum, Wirklichkeit und Erinnerung verwoben sind. Alex Benckies, der krebserkrankte Arbeiter Bruno, der Koch, Matka und all die anderen bewegen sich so, daß es manchmal scheint, als hätten sie sich in die Fabrik lediglich verirrt. Es überrascht fast, wenn die Dachdecker doch einmal aufs Dach steigen und nicht nur den Arbeiterinnen nachsteigen, wenn Alex einmal an die Kreissäge tritt, statt lange Gespräche und Monologe zu pflegen, wenn die laszive Matka tatsächlich einmal zu arbeiten beginnt. Erstaunlich ist die Vermischung des rauhen Alltags in der Schreinerwerkstatt mit gefühlsgesättigten Kontemplationen. Lyrische Passagen wechseln ab mit derben Dialogen. Sex wird großgeschrieben. Alex ist zwiespältig: zu Zeiten ist er grüblerisch, er träumt und dichtet, zu Zeiten nimmt er aktiv Anteil an seiner Umwelt: Dann zeigt er sich als der Betriebsrat Benckies. Er versagt, verzweifelt, und er reinigt sich mit einem Strom von Tränen. Ein tragischer Unfall wird von Wolken beiläufig erzählt; fast wie im Märchen kippt ein Arbeiter vom Dach, stürzt in den Tod; Schmerz und Blut sind ausgespart.

Ganz anders geht es im Buch von *Bruno Gluchowski* zu: die Härte der bergmännischen Arbeit hat diesem Roman den Stempel aufgedrückt. Die Gefahren der Grubennacht und die Todesangst eingeschlossener Bergleute sind gegenwärtig. Durch eine Explosion werden auf der Zeche „Sommerdelle“ Arbeiter eingeschlossen. Der Roman schildert das Unglück und die schwierigen Rettungsversuche. Im Wechsel nimmt Gluchowski die Eingeschlossenen, die Menschen in der Bergmannskolonie und die Rettungsmannschaften ins Blickfeld. Wilm Holtkamp, der Anführer der Eingeschlossenen, hält die Gruppe eisern zusammen und zwingt sie zu einer Arbeit, einem Ausbruchversuch. Sie versuchen, sich durch die Kohle des Sicherheitspfeilers zur Nachbarzeche „Hellweg“ durchzuarbeiten. Holtkamp weiß nicht, ob dieses Stollenwühlen ins Flöz hinein Erfolg haben wird (es bleibt schließlich doch erfolglos), aber er weiß, daß er die Männer aus Resignation und Verzweiflung reißen muß. Diese Aufgabe, diese Hoffnung hilft ihm, eine aufbrodelnde Panik zu bändigen. Nach Tagen stößt eine Gruppe anderer Bergleute zu ihnen. Beide Gruppen erlagen einem furchtbaren Irrtum: jede hatte in der

5) Robert Minder, Kultur und Literatur in Deutschland und Frankreich, Insel-Bücherei Nr. 771, Frankfurt, S. 33.

6) Männer in zweifacher Nacht (1962), Irrlicht und Feuer (1963), beide im Paulus-Verlag, Recklinghausen.

7) Karl Alfred Wolken, Zahltag. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

8) Bruno Gluchowski, Der Durchbruch. Paulus-Verlag, Recklinghausen.

anderen Gruppe die Rettungsmannschaften vermutet, hatte ihr ungestüm entgegen gearbeitet. Aber sie alle waren Eingeschlossene. Unter äußerster Anspannung gelingt es Holtkamp, die Männer wieder aufzurichten und die Arbeit am Durchbruch fortzusetzen.

Gluchowskis Stärke sind die Dialoge; er bringt die Kumpelsprache, das „Ruhrdeutsch“ zum Klingen. Mit wenigen Strichen, einigen dramatischen Dialogen versteht er unverwechselbare Charaktere zu zeichnen. Herrlich gelang ihm das Bild des alten, trinkfreudigen Kumpel Kaju Budczinski, der mit dem Teufel um die Wette fluchen könnte und der doch die Seele eines Kindes hat.

Dieser Roman ist viel mehr als die realistische Schilderung eines Unglücks, der Rettungsversuche und der Rettung. Gluchowskis Blick dringt tiefer und reicht weiter, er erfaßt tiefere Wahrheiten und Zusammenhänge, er schaut hinter die Masken der Menschen. Und wie bildkräftig versteht Gluchowski zu schreiben: „Er preßt das Ohr an die Kohle, kriecht mit ihm förmlich hinein, und er hört ein feines, metallisches Singen, das in der Kohle vibriert. ‚Sie bohren, sie bohren!‘ schreit er auf .. ‚Halleluja und in die Hosen gemacht! Sie holen uns, sie holen uns!‘, brüllt Budczinski und schaukelt den haarigen, schmutzigen Überkörper wie ein vergnügter Orang-Utan hin und her. Weit breitet er die Arme aus. ‚Ich riech‘ sie schon — die Sonne da oben!.“ Man spürt: Gluchowski kennt den Berg, er kennt die Kumpels und ihnen gehört seine Liebe. Gluchowski hat viele Jahre als Hauer unter Tage gearbeitet, bevor er Schriftsteller wurde.

Auch Karl Alfred Wolken hat zehn Jahre als Arbeiter in der Welt gelebt, die der Schauplatz des „Zahntag“ ist. Aber er setzt sich als Schriftsteller nicht mit der Fabrik und nicht mit der Arbeit auseinander. Kennzeichnend dafür ist eine Dialogstelle in seinem Roman: „Einmal Maschinen und Fabrik zu beschreiben... das macht mir gar keine Sorge. Das schenk' ich mir, die sind so schon eine Last für die, die dran stehen müssen.“ Aber es wäre doch ein lohnendes Thema für einen Schriftsteller, diese „Last“ der Menschen an den Maschinen zu zeigen und zu ergründen. Gluchowski tut es.

III

Das tut auch der 41jährige Italiener *Paolo Volponi*, dem wir große soziale Romane verdanken. Er sagt von sich und seinem Werk: „Mir ist daran gelegen, daß meine Romane wirklich populär werden, daß Bauern und Arbeiter in den Problemen des Anteo Crocioni ihre eigenen Probleme wiedererkennen und in meinem Buch eine Ermutigung sehen, diesen Problemen die Stirn zu bieten.“⁹⁾ Hier wird eine der wesentlichen Funktionen des sozialen Romans klar bezeichnet: er soll nicht allein oder in erster Linie Literatur sein, er hat auch eine sozioethische, ja eine politische Bedeutung. Der soziale Roman vermag entscheidend das Selbstverständnis und das Weltverständnis der arbeitenden Menschen zu beeinflussen. Soziale Probleme gilt es zunächst einmal sichtbar und begreifbar zu machen, ehe man an ihre Überwindung herangehen kann.

Vor einem Jahr erreichte uns ein großartiger Roman von Paolo Volponi: „Ich, der Unterzeichnete“¹⁰⁾. Es ist die Geschichte des Arbeiters Saluggia, der zu einem Narren in der Fabrik wird. Er erkrankt, will es nicht wahrhaben, widersetzt sich den Ärzten, sucht in der Arbeit Erlösung und endet im Wahnsinn. Das alles ist in Ich-Form, in der Form einer Denkschrift erzählt. „Heute, da ich dies schreibe, habe ich bereits das sechsunddreißigste Lebensjahr hinter mir, und meine Leiden haben ein Ausmaß erreicht, daß ich nicht umhin kann, sie vor die Öffentlichkeit zu bringen“; das steht am Beginn des Berichts. Volponi hat hier den Typ der Denkschrift auf eine hohe literarische Ebene ge-

9) In einem Interview mit Alcide Paolini über den Roman „La macchina mondiale“ („Die Weltmaschine“), veröffentlicht in: Die Welt der Literatur, 22. 7. 1965, S. 361.

10) Paolo Volponi, Ich, der Unterzeichnete, S. Fischer Verlag, Frankfurt. Hoffentlich erscheint auch „La macchina mondiale“ („Die Weltmaschine“) bald in einer deutschen Übersetzung.

hoben. „Ich, der Unterzeichnete“ ist ein Werk von großer sprachlicher Schönheit. Es ist das von Wehmut gezeichnete Geständnis eines geplagten und leidenden Menschen, der für das Leben untauglich ist. Saluggia strebt vergebens nach Selbstbestätigung und Lebenserfüllung. Er verliert sich in der Anonymität der großen Fabrik. Die Fabrik läßt keinen Raum für die Entfaltung der Persönlichkeit. Gebieterisch unterwirft sie sich die Menschen, schmilzt sie ein ins Kollektiv. Selbst der Klang eines Gesprächs verwandelt sich in den rhythmischen, metallenen Sang der Maschinen. „Der Lärm der Fabrik gab den Worten eine Lautstärke, die über den gewöhnlichen Gesprächston hinauswuchs, setzte sich über die beiden Beamten vor mir und über das Zimmer hinaus fort. Das gemahnte mich daran, daß es ja ein Stück Fabrik war, dem ich zugehörte. Der Klang dieser Worte war nur ein Teil des allgemeinen Lärms. So hatte ich, als ich fortging, das Gefühl, das Gespräch dauere noch an.“ Saluggia, der Bauernsohn, liebt zunächst die Fabrik, sie imponiert ihm ungemein, er erwartet Großes von ihr. Allmählich beginnt er, die Fabrik zu hassen. „Die Maschine wurde zu einer Last, die ich ertragen mußte. Die Rohlinge, die zu bearbeiten waren, flößten mir, während sie zuhauf in der Kiste lagen, einen jähen Schrecken ein, der sich bald in Unmut verwandelte. Wie viele waren es? Ein Stück glich dem anderen, man konnte sie nicht voneinander unterscheiden. Welches würde das erste, welches das letzte sein und warum? Wie oft mußte ich mich zu ihnen hin- und von ihnen wieder fortwenden, wie oft sie einlegen, den Motor einschalten, mich niederbeugen, blasen und die Stücke dann ablegen? Zu Beginn sahen die Fertigstücke mit ihren offenen Mündern und Zähnen wie arme, graugekleidete Waisenkinder aus. Die Rohlinge hingegen, die noch in der Überzahl waren, erschienen mir anmaßend, wirkten auf mich wie ein Regiment Soldaten mit gezückten Säbeln.“ Die Fabrik und die Menschen in dieser Fabrik werden zum Feind: „„Herrscht denn Krieg in der Fabrik?“ „Ja, es herrscht Krieg.““.

Paolo Volponi gelang es, in einem Gleichnis die Existenzbedingungen des Arbeiters in der industriellen Arbeitswelt zu deuten. Für den Menschen der Fließbandarbeit entschwindet das Leben wie die Kiste mit den Werkstücken, die das Band mit unwiderstehlicher Kraft davonträgt. Spurenlos bleibt die Tat dieser Arbeiter — und auch ihr Lebensweg hinterläßt keine Spuren. Der Arbeiter zählt nicht als Mensch. Seine Persönlichkeit geht unter, es zählt allein die Maschine, wichtig ist allein die Produktion. Zu Recht sagt der Verlag, daß dieser Roman „die Entfremdung des Menschen in der späten Industriegesellschaft“ nachweist. Schade nur, daß Volponi keinen typischen Arbeiter zur handelnden Gestalt seines Romans machte, sondern einen Tbc-Kranken und am Ende Wahnbesessenen. Saluggia ist eine Ausnahmeerscheinung. So bleibt die Frage offen, ob all die Widerwärtigkeiten, die seelische Not dieses Menschen in der Fabrik, das Zerfasern seiner Kontakte zu seinen Mitmenschen auf die Industriegesellschaft zurückzuführen sind oder ob sie ihren Ursprung in der Krankheit des Arbeiters Saluggia haben.

IV

Es ist wichtig, daß nun endlich auch in der Literatur die Gestalt des arbeitenden Menschen der hochindustrialisierten Gesellschaft ihren Platz findet. Nicht weniger wichtig ist jedoch die literarische Bewältigung der Sozialgeschichte. Wie lebten und arbeiteten die Menschen in der industriellen Frühhepoche, was löst die großen sozialen Konflikte im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert aus? Das hat nicht nur historische Bedeutung, das gibt auch Aufschluß über soziale Probleme der Gegenwart, über die Konflikte zwischen Mensch und Technik, Arbeiter und Apparatur in unseren Tagen. Wie fesselnd und anregend solche Romane sein können, wird durch „Der Drache über dem friedlichen Land“ von Alexander Cordell¹¹⁾ bestätigt, der in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts spielt und der vom Beginn der Hüttenindustrie in Wales handelt.

11) Alexander Cordell, Der Drache über dem friedlichen Land. F. A. Herbig Verlagsbuchhandlung. Berlin 1960.

Überzeugend wird dies gerade jetzt durch den historischen sozialen Roman eines deutschen Autors bewiesen: „Der Honigkotten“ von *Bruno Gluchowski*.¹²⁾ Ohne lange Vorrede führt Gluchowski den Leser in elementare soziale Konflikte hinein. Mit einem dramatischen, turbulenten Kapitel setzt die Erzählung ein: Der Bergarbeiter Hannes Döring fährt aus dem Schlaf hoch. Er hat verschlafen. Er wirft die Kleider über und rennt los, ohne etwas zu essen, ohne seine junge Frau zu wecken. Es wird ein Rennen um die 4 Mark 90 Schichtlohn, ein Wettlauf mit der Kutsche des Inspektors, die ihn auf dem Weg zur Zeche Hammonia überholt; wenn die Kutsche vor ihm am Tor ist, dann erhält Döring seine Schichtmarke nicht mehr, dann darf er nicht mehr einfahren. Zu seiner Überraschung läßt der Inspektor den Wagen halten und nimmt den verspäteten Bergarbeiter mit zum Pütt. Als Döring in die Waschkaue tritt, trifft ihn die Erkenntnis wie ein Faustschlag: Er hat sich vergeblich abgerackert, es wird nichts aus den 4 Mark 90: An diesem Morgen beginnt der Bergarbeiterstreik. Der Inspektor hatte in ihm einen Streikbrecher gesehen und ihn aus diesem Grunde so wohlwollend behandelt. Erschöpft sitzt der Bergarbeiter Hannes Döring am frühen Morgen des 11. März 1912 auf einer verrußten Bank in der Halle der Zeche Hammonia in Dortmund und denkt: „Was werde ich Hanna sagen, daß ich nun kein Geld mehr nach Hause bringe?“. —

Der Streik war ungesetzlich und schlimme Konsequenzen drohten. Aber den drangsalierten Bergarbeitern blieb keine andere Wahl. Sie wurden zum Aufbegehren, zum Kampf getrieben, selbst wenn das ihre Existenz in Frage stellen sollte.

„Gesetz ist mächtig — mächtiger ist die Not“, dieses Goethe-Wort trifft genau die Situation der streikenden Ruhrkumpels des Jahres 1912. Zu einer Chronik dieser Not wurden die „Bergarbeiter-Zeitungen“ der Jahre 1911 und 1912. Einige der Schlagzeilen lauteten: „Kürzung der Witwen- und Waisengelder“ — „Erschreckend anwachsende Lohnbeschlagnahmen“ — „Steigender Verbrauch von Pferdefleisch in der Bergarbeiterbevölkerung“ — „Riesiger Lohnverlust seit 1907“ (innerhalb von vier Jahren hatten die Bergarbeiter durch Lohnkürzungen insgesamt 145 Millionen Goldmark verloren). Diese Not ist überzeugend auch in den Gedichten des Bergmanns *Heinrich Kämpchen* (1847 bis 1912) eingefangen worden. In seinem Gedicht „Lohntag“, das kurze Zeit vor dem Streik von 1912 entstand, heißt es: „Der Lohntag ist gekommen. / Die Bergarbeiterfrau, / das Jüngste auf dem Schoße, / hält Löhnungsüberschau.“ Sie ist mit ihrer Rechnung schnell am Ende, denn „... fehlt doch der Groschen selber / für eine Tüte Salz. / Was nun? Sie weiß es nimmer / in ihrer großen Not. / Der Lohntag ist gekommen. / — Am liebsten war sie tot“.

Nun stand für Hannes Döring auf dem Spiel, daß er nicht einmal den kargen Lohn würde nach Hause bringen können. Aber seine Frau Hanna machte ihm nicht das befürchtete Donnerwetter. Sie war Bergarbeitertochter, sie war stärker noch als Hannes sich bewußt, daß dieser Streik unausweichlich war. Als Hannes von der Zeche nach Hause zurückkehrt, sagt er zu seiner Frau: „Meinste, ich war nicht lieber angefahren? Aber soll ich deswegen 'n Streikbrecher werden?“ Hanna schüttelte energisch den Kopf: „Zum Verrecken nicht! Und wenn wir 'n Hering an die Decke hängen und dran lecken müssen, weil's zu Fleisch nicht mehr langt. Aber Streikbrecher - - -.“

Gluchowski hält sich im „Honigkotten“ getreu an die historische Wahrheit. Aber er bietet weder Reportage noch Kolportage. Er will nicht eine Botschaft bringen oder eine These verfechten — er stellt Menschen vor uns hin, er läßt uns mit ihnen leben, mit ihnen leiden, mit ihnen hoffen und irren und wieder neu beginnen. Gluchowski hat in der Gestalt des Hannes Döring keinen positiven Helden entworfen, keinen Streikführer, keinen Märtyrer. Döring hat sehr menschliche Regungen und Wünsche, er ist kein Weltverbesserer. Er will glücklich sein und will satt werden, er und seine Frau Hanna und

12) Bruno Gluchowski, *Der Honigkotten*. Paulus-Verlag, Reddinghausen 1965. Es ist der erste Band einer Trilogie, die den Zeitraum von 1912 bis zur Gegenwart umspannen wird.

der kleine Heini. Döring wird zornig über die lange und schwere Arbeit, die ihm abverlangt wird, er wird zornig, weil er sich so vieles versagen muß, was der Grubeninspektor und seinesgleichen im Überfluß haben. Er wird zornig über die Demütigungen, die für die Bergarbeiter damals an der Tagesordnung waren und die immer aufs neue Stachel ins Fleisch drückten. Er läßt sich von Gretzko, einen leidenschaftlichen Sozialisten, als Streikposten gewinnen. Nur widerstrebend ist Hannes Döring dazu bereit. Am Ende verliert er seinen Arbeitsplatz auf dem Pütt — wegen aktiver Streikbeteiligung. Nach Wochen der Arbeitslosigkeit kommt er auf der Hütte unter, wo gerade ein Schlackenfahrer den glühenden Schlackenberg hinuntergestürzt ist und wo man ausnahmsweise - einen ausgesperrten Bergarbeiter für dieses Todeskommando einzustellen bereit ist. Und auch jetzt hat Hannes den beherrschenden Wunsch, glücklich zu sein, Geborgenheit zu finden. Sein Wunsch nach Glück und Sicherheit nimmt schließlich die Gestalt eines halbverfallenen Bienenhauses am Nordrand der Stadt Dortmund an. Zufällig entdeckt er bei einem Sonntagsspaziergang das Haus, das er „Honigkotten“ tauft. Er träumt davon, es eines Tages zu kaufen, er schuftet, macht Überstunden, spart Taler auf Taler. Dann kommt der Krieg, er wird Soldat — und in den Jahren bis 1923 zerfließen die Ersparnisse, und Döring steht wieder da, wo er am Anfang des Romans stand. Einer glücklichen Fügung verdankt er, daß er trotz allem den Honigkotten doch noch beziehen kann. Aber wird er bleiben dürfen?

„Der Honigkotten“ ist ein Roman und zugleich ein politisches Buch. Das Politische ist verkörpert durch Menschen. Gluchowski läßt ein wichtiges Kapitel der deutschen Sozialgeschichte lebendig werden. Er meidet Schwarz-Weiß-Zeichnung. Die Gendarme, mit denen die Streikenden zusammenstoßen, sind keine Teufel; auch sie tragen Menschenantlitz. Unvergeßlich ist die Szene, in der der achtjährige Sohn der Dörings in einen Straßenkampf gerät, bei der Flucht stürzt und sich schwer verletzt: „Einer der Uniformierten lief vom Tor weg, zu dem bewußtlosen kleinen Jungen hin, über den sich jammernd eine junge Frau geworfen hatte . . . ‚Komm'n se man, Frauchen, dat wir dat Kärlike verbinden und dem Doktor anklinglen', sagte Wachtmeister Kalinka und beugte sich zu ihr hinunter. Als Tante Milli durch ihre Tränen hindurch das blaue Uniformtuch und die blanken Wappenknöpfe sah, fuhr sie den Hilfsbereiten wie eine Furie an: ‚Hände weg von dat Jüngsken, die Hände weg, du Unmensch!' ‚Aber Frauchen, Frauchen, ich will doch man bloß hälfen', sagte der Wachtmeister und kniete neben ihr nieder, um nach Heinis Verletzungen zu sehen. Milli riß den Kleinen an ihre Brust wie ein wildes Tier, das sein Junges verteidigt. ‚Was hat euch das Kind getan, daß ihr die Hunde auf ihn hetzt? Was haben wir euch getan, daß ihr uns wie Verbrecher jagt?' schrie sie. Gendarmeriewachtmeister Kalinka schaute die Jammmernde mit einem langen Blick an. Mitleid war darin ...“

Bruno Gluchowski schuf mit dem „Honigkotten“ ein Sozialgemälde, das in der deutschen Literatur seinesgleichen sucht. Dieser Roman hat den Rang eines sozialen Dokuments.

V

In der DDR erschien vor Jahresfrist ein Roman aus der Arbeitswelt, der unsere Beachtung verdient: „Spur der Steine“ von *Erik Neutsch*.¹³⁾ Neutsch versteht zu schreiben, versteht Atmosphäre zu schaffen. Schon der erste Satz des Romans („Sechzehn Schornsteine stützen den Himmel über der Stadt...“) kündigt das an. Neutsch entfaltet ein großes Panorama, er bezieht viele und durchaus originelle Gestalten in die Handlung ein, die auf viele Schauplätze übergreift: Leuna-Werk, Rostocker Hafen, Erdölkombinat Schwedt, das Ostberliner Schloß Niederschönhausen. Im Mittelpunkt steht der Bauarbeiter Hannes Balla, der ungewöhnlich tüchtig und erfolgreich ist. Aber er reibt sich an

13) Erik Neutsch, *Spur der Steine*. Mitteldeutscher Verlag, Halle 1964.

seiner Umwelt, er gerät auch mit der Partei und der Werksleitung in Konflikt. Dabei sagt Neusch manches Kritische über die SED und über Partei- und Wirtschaftsfunktionäre. Konflikte ballen sich zusammen, entladen sich. Das ist ungewöhnlich in der sozialen Literatur der DDR.

Zum Schluß sei auf zwei Romane hingewiesen, deren Thema die Armut ist: „Vita violenta“ von *Pier Paolo Pasolini*¹⁴⁾, und „Die blinden Ameisen“ von *Ramiro Pinilla*.¹⁵⁾

„Vita violenta“ spielt in Rom, in den Elendsquartieren am Rande der Stadt. Unzählige Gestalten treten auf, Diebe, Zuhälter, entwurzelte Jugendliche, Polizisten, Matronen, Geistliche. Der Held der Chronik, Tomasso, versucht, sich einen Weg aus diesem Elend zu bahnen. Als er im Krankenhaus einige Patienten beobachtet, denkt er bei sich: „Woher die den Mut nehmen, zufrieden zu sein!“ Pasolini steht auf der Seite der Armen, er kennt sie, versteht sie, und er versucht, ihre Lage zu bessern. Man darf seinen Roman getrost als einen Beitrag dazu verstehen. Er tut das überzeugend. Er jammert nicht, er klagt nicht an. Er stellt diese Ausgestoßenen den Lesern vor, er senkt deren Bild ins Bewußtsein der Menschen. Das könnte die Menschen aufwecken, das könnte bewirken, daß wir alle uns dieses Elends schämen, Wege zur Überwindung suchen.

„Die blinden Ameisen“ hat als Thema die Not spanischer Küstenfischer. An der baskischen Küste strandet ein britischer Kohlenfrachter. Nachts holen die armen Fischer den kostbaren Kohlenschatz aus dem Wrack. Dabei muß ein Steilufer überwunden werden. Männer stürzen ab. Die Bergung des Schatzes wird dennoch nicht unterbrochen. Und schließlich sind die Zöllner klüger und stärker. Sack um Sack der Kohle holen sie aus den Hütten und Verstecken der Fischer. Diese stehen am Ende wieder mitten in ihrer Armut, in ihrer täglichen Mühe wie am Anfang der Geschichte. Das ist ein grandioses Gleichnis des menschlichen Lebens. Und zudem ist es ein Glücksfall der sozialen Literatur: dieser spanische Roman hat den Rang eines großen Kunstwerks.

VI

Es gibt wieder soziale Romane. Aber es gibt zu wenige davon. Große Bereiche unseres gesellschaftlichen Lebens, und hier insbesondere die Arbeitswelt, werden von den Schriftstellern ignoriert. Immer mehr gewinnt die Industrie an Bedeutung, sie zieht uns immer stärker in ihren Bann, erfaßt Zug um Zug die Gesellschaft. In der Kunst spiegelt sich dieser Vorgang nicht wider. Zu oft bemühen sich unsere Schriftsteller um Verklärung, statt um Aufklärung. Im Spiegel des Kunstwerks sollte der Mensch sich selbst und die Welt, in der er lebt, wiederfinden. Dieser Spiegel sollte die ganze Welt einfangen, auch deren Häßlichkeit und Bedrohlichkeit, auch die Arbeitswelt samt Schmutz und Lärm und Drangsalen. Aber viele Spiegel, die die Künstler heute vor uns hinhalten, sind blind oder zerbrochen. So gilt — leider — noch immer, was *Walter Jens* 1960 schrieb: „Ich meine, daß die Welt, in der wir leben, noch nicht literarisch fixiert ist. Die Arbeitswelt zumal scheint noch nicht einmal in den Blick gerückt zu sein.“¹⁶⁾

Stellt man die sozialen Romane, die in den letzten 20 Jahren erschienen sind, nebeneinander, so füllen sie zwei oder drei Reihen in einem Bücherregal. Sicher ist dies besser als nichts. Gemessen an den Flutwellen von Romanen, die Jahr für Jahr über uns hereinbrechen, ist das wenig. Noch immer ist der soziale Roman bei uns die Ausnahme. Jedes neue Buch dieser Art wirkt fast wie eine Sensation. Vielleicht erleben wir es noch, daß der soziale Roman zu einer Selbstverständlichkeit wird. Dann wäre es besser bestellt um unsere Literatur und es wäre wahrscheinlich auch besser bestellt um unsere gesellschaftliche Wirklichkeit.

14) Pier Paolo Pasolini, *Vita violenta*. Piper Verlag, München 1963.

15) Ramiro Pinilla, *Die blinden Ameisen*, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1963.

16) In der Zeitschrift „Die Kultur“, München, September 1960, S. 5.

Anhang:

Wichtige soziale Romane, die seit 1945 in deutscher Sprache erschienen sind:

- Folke Fridell, *Eines toten Mannes Hand* (aus dem Schwedischen), Original 1946, deutsche Ausgabe Ernst Tesseloff Verlag, Hamburg 1949 (vergriffen).
- Pietro di Donato, *Christus im Beton* (aus dem Amerikanischen), Paul Zsolnay Verlag, 1961. Inzwischen auch als Rowohlt-Taschenbuch erschienen.
- Vasco Pratolini, *Chronik armer Liebesleute* (aus dem Italienischen), Original 1947, deutsche Ausgabe List Verlag, München 1962. Auch im Programm der Büchergilde Gutenberg.
- Josef Michels, *Schlagende Wetter*, Original 1947, Neuauflage Verlag F. Schöningh, Paderborn 1961.
- Ruth Park, *Glück gezahlt in kleiner Münze* (aus dem Englischen), Original 1947, deutsche Ausgabe Carl Schünemann Verlag, Bremen. Inzwischen auch als Goldmann-Taschenbuch und bei der Büchergilde Gutenberg erschienen.
- Ruth Park, *Blutorangen zweite Wahl*, deutsche Ausgabe bei Carl Schünemann Verlag, Bremen. Inzwischen auch als Goldmann-Taschenbuch erschienen.
- Ruth Park, *Unter Sydneys großer Brücke*, deutsche Ausgabe Carl Schünemann Verlag, Bremen.
- Alphonse Narcisse, *Einen Tag im Jahr* (aus dem Französischen), Original 1954, deutsche Ausgabe Bertelsmann Verlag, 1956 (vergriffen).
- Johanna Moosdorf, *Der Himmel brennt*, Marion von Schröder Verlag, Hamburg 1955 (vergriffen).
- Vasco Pratolini, *Metello der Maurer* (aus dem Italienischen), Büchergilde Gutenberg, Zürich 1957 (vergriffen).
- Francisco Candel, *Dort wo die Stadt ihren Namen verliert* (aus dem Spanischen), Original 1957, deutsche Ausgabe S. Fischer Verlag, 1959.
- Alan Sillitoe, *Samstag nacht und Sonntag morgen* (aus dem Englischen), Original 1958, deutsche Ausgabe Rowohlt Verlag, 1961.
- Ruth Rehmann, *Illusionen*, Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1959, auch als Taschenbuch in der Fischer-Bücherei.
- Pier Paolo Pasolini, *Vita violenta* (aus dem Italienischen), Original 1959, deutsche Ausgabe Piper Verlag, München 1963.
- Alexander Cordeil, *Der Drache über dem friedlichen Land* (aus dem Englischen), Herbig Verlag, Berlin 1960.
- Walter Allen, *Ein guter Mensch* (aus dem Englischen), Wolfgang Krüger Verlag, Hamburg 1961.
- Klas Ewert Everwyn, *Die Leute vom Kral*, Ciaassen Verlag, Hamburg 1961.
- Giovanni Testori, *Stadtrand* (aus dem Italienischen), deutsche Ausgabe Neske Verlag, Pfullingen 1961.
- Ramiro Pinilla, *Die blinden Ameisen* (aus dem Spanischen), Original 1961, deutsche Ausgabe Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1963.
- Pietro di Donato, *Das Fest des Lebens* (aus dem Amerikanischen), Nannen-Verlag, Hamburg 1962.
- Max von der Grün, *Männer in zweifacher Nacht*, Paulus-Verlag, Recklinghausen 1962.
- Giuseppe Bufalari, *Das Tal des Zornes* (aus dem Italienischen), Albert Müller Verlag, Zürich-Stuttgart-Wien 1962.
- Nino Palumbo, *Schimmliges Brot* (aus dem Italienischen), Progress-Verlag, Darmstadt 1963.
- Max von der Grün, *Irrlicht und Feuer*, Paulus-Verlag, Recklinghausen 1963.
- Bruno Gluchowski, *Der Durchbruch*, Paulus-Verlag, Recklinghausen 1964.
- Erik Neutsch, *Spur der Steine*, Mitteldeutscher Verlag, Halle/Saale 1964.
- Karl Alfred Wolken, *Zahltag*, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1964.
- Bruno Gluchowski, *Der Honigkotten*, Paulus-Verlag, Recklinghausen 1965.
- Paolo Volponi, *Ich, der Unterzeichnete* (aus dem Italienischen), Original 1962, deutsche Ausgabe S. Fischer Verlag, Frankfurt 1964.
- K. H. Helms, Krupp und Krause, Paulus-Verlag, Recklinghausen 1965.